

Zeitschrift: Saiten : Ostschweizer Kulturmagazin
Herausgeber: Verein Saiten
Band: 23 (2016)
Heft: 255

Rubrik: Kultur

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 26.11.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Wo der Löwe fliegen kann



Seit 14 Jahren gibt es die Kleine Kunstschule St.Gallen. Doch insgesamt hinkt die Schweiz bei der künstlerischen Frühförderung hinterher. Das soll sich ändern: unter anderem dank einer Tagung und einer Ausstellung an der Gewerbeschule.

TEXT: SARAH SCHMALZ, BILDER: KLEINE KUNSTSCHULE

So soll das sein: Das älteste Kind der Runde – kinnlanger Wuschelkopf und Strickpulli – macht sich mit gefördertem Selbstbewusstsein ans Werk. Keine Sekunde Zögern, bevor er sich das passende Holzbrett zurechtgelegt hat, eine kleine Holzplatte darauf anpasst und mit zwei, drei Schlägen Nägel durch das Holz jagt. Etwas angeedelt beantwortet er die Frage, wo er das so gut gelernt habe. Schliesslich hat er zu tun: Ein Nachttischchen soll es werden – und zwar nicht irgendeines, sondern eine Deluxe-Version mit integriertem Comieständer. Den schenke er einem Freund zum Geburtstag. Und nein, das Werken habe er nicht erst hier gelernt. «Das kann ich schon lange.» Weniger aktivistisch: der kleine Bruder. Verträumt

mischt er an einem grossen Tisch Farben zusammen. In der Hand ein gekleistertes Tier: Schwanz, Flügel, runder Kopf. Ein Vogel? «Nein, das ist ein Löwe – der fliegen kann», korrigiert der Bub. Um sich dann an seinen grossen Bruder zu wenden: «Gibt es überhaupt Nachttischchen mit Comieständer?».

Kleine Schule für Kleine und Grosse

Mittwochnachmittag, eben hat es noch «geräbelt» in der kleinen Kunstschule. Nun ist die ruhigere Kindergruppe eingetroffen: Vier Kinder bloss, die alle konzentriert an ihren Werken sitzen. «Wenn



er einen Comieständer mit Nachttischen baut, dann gibt es das doch nachher», beantwortet Kursleiterin Aurelia dem Buben mit dem gefiederten Löwen seine Frage. «Das ist doch wie mit deinem Fabeltier hier.»

Lucia Andermatt beobachtet die Szene mit einem zufriedenen Lächeln. 14 Jahre ist es her, dass sie – ausgebildete Werklehrerin und vierfache Mutter – die Kleine Kunstschule mitbegründet hat. Inzwischen ist sie die einzige aus dem Gründungsteam, die noch aktiv im Vorstand dabei ist: «Ich kann irgendwie nicht loslassen. Das ist wohl eine meiner Schwächen.» Es ist eine Schwäche, die viel bewirkt hat. Die Kleine Kunstschule ist so geworden, wie sich Lucia Andermatt das damals vorgestellt hatte: ein Studiohäuschen mitten im alten Garten eines alten Linsebhüher Herrenhauses. Von den Decken hängen abgesägte Äste, an den Wänden Bilder und Werkzeuge. Kursleiterinnen wie Aurelia Hostettler, die an der Zürcher Hochschule der Künste (ZHdK) Vermittlung von Kunst und Design studiert, unterrichten hier Kinder von der Unterstufe bis zur Vorbereitungsstufe für gestalterische Aufnahmeprüfungen.

Fünf oder sechs der Kunstschul-Kinder, blickt Andermatt zurück, hätten bislang an die Talentschule für Gestaltung gewechselt – oder aber die Aufnahmeprüfung des Vorkurses für Gestaltung an der Gewerbeschule bestanden. Doch das nur am Rande: «Es geht ja hier nicht primär um Leistung, sondern um eine Förderung ohne schulischen Druck. Die Kinder sollen sich ausprobieren können und lernen, produktiv zu werden – ohne dass man sie ständig anleitet.»

Finland als Vorbild

Die Idee für die Kleine Kunstschule St.Gallen kam Andermatt, als sie noch in ihrer Ausbildung an der Zürcher Schule für Gestaltung steckte. Eine Referentin aus Finnland erzählte davon, wie Kunst in ihrer Heimat gefördert werde. Andermatt war begeistert. In Finnland gab es schon damals ein weit verzweigtes Netz von sogenannten Jugendkunstschulen. Heute ist das Netz im hohen Norden flächendeckend – und die Einrichtungen werden von der öffentlichen Hand getragen.

Auch in Deutschland, den Niederlanden und Belgien gibt es mittlerweile ein weit verzweigtes Netz an Jugendkunstschulen. In der Schweiz hingegen ist man von solchen Dimensionen weit entfernt: Neben St.Gallen gibt es zwar in vielen anderen Städten grössere und kleinere Projekte, doch es fehlt an einer gemeinsamen Strategie und einheitlichen Standards. Ein Zusammenschluss aus Fachpersonen will dies nun ändern: Letzten Herbst haben Vertreter verschiedener Kunstschulen die «Konferenz Bildschulen Schweiz»

gegründet. Inoffiziell treffen sich die Fachleute schon länger, um gemeinsam Strategien und Ziele zu entwickeln. Lucia Andermatt nimmt seit zwei Jahren an den Treffen teil. «Für uns als kleine Bildschule ist das eine grosse Herausforderung», sagt sie. «Wir wollen uns einerseits stark machen dafür, dass mehr Schulen nach unserem Vorbild entstehen.» Andererseits fürchte man auch etwas um die eigene Identität. «wenn die nötige Diskussion um gemeinsame Standards und Professionalisierung geführt wird».

Die Kleine Kunstschule St.Gallen finanziert sich vollumfänglich privat und durch Stiftungsbeiträge – während etwa in Bern und Basel längst der Kanton involviert ist. Das K-Werk in Basel ist nebst der Kleinen Kunstschule St.Gallen die älteste «Bildschule» der Schweiz, der kantonalen Schule für Gestaltung angeschlossen – und am besten aufgestellt. Aus Basel kommt denn auch die Initiative für die Wanderausstellung «Bauplatz Kreativität», die vom 30. April bis am 20. Mai an der Gewerblichen Berufsschule St.Gallen zu sehen ist – samt Symposium am Eröffnungstag.

Die Gerechtigkeitsfrage stellen

Die Ausstellung will Fragen aufwerfen: nicht nur danach, wie Kreativität am besten vermittelt wird. Sondern auch danach, wer diese Aufgabe übernehmen soll. «Das Ziel wäre, dass es irgendwann in allen Kantonen Bildschulen gibt», sagt Andermatt. «Vielleicht mit unterschiedlichen Finanzierungsmodellen, aber die Angebote müssen zugänglicher werden. Derzeit ist es leider so, dass wir trotz vieler Bemühungen eher Schüler erreichen, die in einem privilegierten Umfeld aufwachsen, mit Eltern, die sie entsprechend fördern wollen. Aus diesem Grund haben wir die Kurskosten um 30 Prozent gesenkt und einen Pool für einkommensschwache Familien gegründet.»

Brigitte Wiederkehr, stellvertretende Leiterin des kantonalen Amtes für Volksschulen, sieht das ähnlich: «Es ist eine Frage, was die öffentliche Schule leisten muss. Bei ausserschulischen Angeboten muss man darüber hinaus die Gerechtigkeitsfrage stellen: Zugängliche und finanzierbare Angebote gibt es im Sport- und Bewegungsbereich derzeit weit mehr als im gestalterischen Bereich.»

Ausstellung: Bauplatz Kreativität: 30. April (Vernissage) bis 20. Mai, GBS St.Gallen

**Symposium: 30. April, 10–17 Uhr
Anmeldung (bis 23. April) und Infos: kleinekunstschule.ch, gbssg.ch**

**bildschulen.ch/ausstellung
kleinekunstschule.ch**

Im Clinch mit «harten» Fächern

Adriana Büchler, Dozentin für Ästhetische Bildung, über die schwierige Integration kreativer Fächer in den Schulalltag.

INTERVIEW: SARAH SCHMALZ

Wird in der Schweiz genügend gemacht, um Kinder im kreativen Bereich zu fördern? Schliesslich wächst diese Branche; Grafiker, Designer oder Architekten sind gefragt.

Man muss da ganz klar unterscheiden zwischen innerschulischem und ausserschulischem Bereich. In den öffentlichen Schulen besteht meiner Meinung nach eindeutig Handlungsbedarf.

Woran machen Sie das fest?

Es ist ein Rattenschwanz. Kindergärtner und Primarlehrerinnen werden alle zu Allroundern ausgebildet. Letztere müssen nebst den Promotionsfächern auch Musik, Sport und eben Kunst und Design unterrichten. Das liegt nicht allen – und die Studentinnen kommen auch mit ganz unterschiedlichen Voraussetzungen an die PH. Manche haben die gestalterische Berufsmatura absolviert, andere wiederum interessiert Zeichnen, Textilunterricht oder Werken nur am Rande. Diese riesige Bandbreite spiegelt sich wider, wenn wir Schulbesuche machen: Manche Lehrerinnen setzen den modernen Kunstansatz des Lehrplan 21 sehr kreativ um, während andernorts noch ein Gestaltungsbegriff wie vor 50 Jahren herrscht. Wer selbst keine Affinität zu Kunst und Design hat, sieht den gestalterischen Unterricht oft nicht als sehr zentral an, sondern eher als Kompensation zu den kopflastigeren Fächern.

Was ist er stattdessen?

Es gibt den pädagogischen Begriff der 100 Sprachen. Sie sind eine Metapher für die vielfältigen Aneignungs- und Ausdrucksformen des Menschen. Kindern sollten früh Werkzeuge bekommen, um ihre schöpferischen Potentiale zu entfalten – sei es nun im kreativen Bereich, in der Musik, der Bewegung oder in der Mathematik. Den Grundstein dafür legen Kindergarten und Primarschule. Wie dort etwa Bildnerisches Gestalten unterrichtet wird, darf also keinesfalls unterschätzt werden.

Was Sie da skizzieren, scheint weit weg von der Realität zu sein.

Was müsste sich in der Ausbildung von Lehrpersonen ändern, um diesem Ideal näher zu kommen?

Vor dem Wechsel von Lehrerseminaren zu pädagogischen Hochschulen wurden die Fächer Sport, Hauswirtschaft, Handarbeit, Bildnerisches Gestalten und Werken am Arbeits- und Hauswirtschaftslehrerinnen-Seminar unterrichtet. Ich weiss nicht, ob dies das richtige Konzept war – aber man sollte darüber nachdenken, wie man diesen Bereichen mehr Gewicht verleihen kann. Sie sind für eine ganzheitliche Bildung genau so wichtig wie die sogenannten harten Fächer.

Was müsste künstlerische Bildung denn leisten?

Es gibt ja den Begriff der ästhetischen Bildung – der oft falsch verstanden wird. Präziser wäre: ästhetische Erfahrung. Wird diese gefördert, lernt man die Welt durch Empfindung, Gefühl, Assoziation und Phantasie wahrzunehmen und zu gestalten. Der Lehrplan 21 richtet sich darauf aus. Es soll etwa die Kompetenz einer ästhetischen Urteilskraft aufgebaut werden. Dass man also erkennen und begründen kann, ob man etwas als schön oder als hässlich bewertet. Das soll trainiert werden, in dem man sich mit Bildern und Objekten auseinandersetzt. Tatsächlich passiert das wohl nur in kleinen Ecken aller Schulen. Die anderen bleiben bei der Ferienzeichnung.

Wenn also die öffentliche Schule zu wenig in die künstlerische Bildung investiert: Können Angebote wie die kleine Kunstschule das auffangen?

Ich finde diese private Initiative grossartig und bewundere den Einsatz und den Durchhaltewillen der Initiantinnen. Es ist ganz wichtig, dass Kinder, deren Eltern sich bewusst sind, was die Mankos der öffentlichen Schule sind, auf ein solches Zusatzangebot zurückgreifen können. Denkt man aber gesamtgesellschaftlich, muss man natürlich auch sagen: Mit diesen Kursen werden längst nicht alle Kinder erreicht. Die Kleine Kunstschule etwa hat zwar einen Fonds für Kinder aus einkommensschwachen Haushalten, doch sogenannte bildungsfernen Eltern fehlt es oft an der Sensibilisierung für solche Angebote.

Ein Netz von Bildschulen, die – analog zu den Musikschulen – kantonal getragen werden: Wie gefällt Ihnen diese Vision?

Wir haben ja inzwischen sogar einen Musikartikel in die Verfassung geschrieben: Er soll allen Kindern Zugang zur musikalischen Grundbildung garantieren. Auch beim Sport sind wir viel weiter als beim Gestalten. Ich wünsche mir ein ebenso breites Angebot. Aber im Moment fehlt es an politischen Vorstössen. Dafür muss erst noch ein Bewusstsein entstehen.

Adriana Büchler ist Dozentin für Ästhetische Bildung an der Pädagogischen Hochschule St.Gallen (PHSG) und Mitglied der Fachgruppe Gestaltung.

Aus glücklichen Zeiten

Türkische Höhlenklöster als Wahrzeichen einer gelungenen Völkervermischung: der Reisebericht von Giorgios Seferis im Waldgut-Verlag.

TEXT: ROLF BOSSART

In den wenigen Bücherregalen meiner Eltern standen immer ein paar Bände, die von Zeiten und Orten zeugten, in denen verschiedene Kulturen einigermassen friedlich neben- und miteinander gelebt und sich auch manchmal aus der Durchmischung heraus zu etwas Neuem geformt hatten. Meist war es Reiseliteratur von jenem Schlag, wie es sie heute im Zeitalter der 7-Tage-Weltreisen eigentlich gar nicht mehr geben kann und wie sie doch gerade jetzt eine Renaissance zu feiern versucht, in den sich stetig verlängernden Reportagen der neuen Retro-magazine.

Obwohl diese alte Literatur heute wichtiger denn je ist, bleibt natürlich bei nüchternem Blick vom Ganzen oft wenig mehr als ein verklärender, sehnsüchtiger Schleier, und all die Niedrigkeiten, aus denen das Bleibende entstanden ist, werden sichtbar. Die Enttäuschung, die zweifellos mit einer solchen Entlarvung der «alten schönen Zeiten» verbunden ist, spricht aber noch nicht gegen solche Bücher. Vielmehr ist aus ihnen zu lernen, dass die Verklärung nicht selten eine späte Rettung des Verlorenen ist und zweitens, dass die Gegenwart des «Multikulti» zwar nicht einfach schön und gut ist, aber dass aus der Anstrengung und aus den Konflikten unter den Bedingungen von Herrschaft und Unterdrückung beziehungsweise Anpassung und Unterwanderung – oder wie man heute sagen würde: Integration und Assimilation – am Ende oder auch zwischendurch doch auch Schönes und Gutes werden kann.

Zeugnis einer «glücklichen» Epoche

Die Reisenotizen, die der griechische Nobelpreisträger Giorgos Seferis in den 1950er-Jahren von einer Reise zu den heute weltberühmten Höhlenklöstern von Göreme Kappadokien/Türkei hinterlassen hat und die jetzt im Waldgut Verlag erstmals auf Deutsch erscheinen, geben zweifellos ein Zeugnis einer solchen «glücklichen» Epoche der Völkervermischung. Denn nach neuesten Erkenntnissen, so schreibt der Herausgeber im Nachwort, fällt der Höhepunkt der mittelalterlichen Freskenmalerei in Kappadokien zusammen mit der Blüte der muslimisch-seldschukischen Herrschaft in diesem Gebiet: So «erzählen uns einige dieser Fres-

ken mit ihren Inschriften und Darstellungen, dass Christen und Muslime es, vielleicht zum ersten Mal, hier geschafft hatten, im Alltag in Toleranz neben- und miteinander zu leben und sich gegenseitig kulturell zu bereichern.»

Im Anmerkungsteil findet sich in diesem Zusammenhang folgende Geschichte, die die Wirkungen jener Zeit bis in die Gegenwart hinein dokumentiert. Als der griechische General und Kämpfer gegen die Militärdiktatur, Georgios Iordanidis, in den 50er-Jahren nach Kappadokien reiste, stand er in einem muslimischen Dorf staunend vor einer prächtigen und unversehrten Kirche. Der Dorfvorsteher erklärte ihm stolz, dass der Präfekt sie habe abreißen wollen und sie sich gewehrt hätten, indem sie vorgaben, die Kirche als Moschee zu benutzen: «Wir verlegten den Teppich, damit sie wie eine Moschee aussieht. Aber wir verrichten unsere Gebete in der kleinen Moschee dort drüben. Wir haben es getan, um die Kirche zu retten. Darf man ein solch schönes Bauwerk, das nie wieder gebaut werden wird, zerstören?»

Seferis hat, wie sich das für den gebildeten Reisenden gehört, ein Programm, das er, klagend über die mangelnde Zeit, mehr oder weniger einzuhalten versucht, im Wissen darum, dass die ersehnte Zeit, wenn er sie sich denn gestattete, ihn vom Reisenden zum Bleibenden machen würde und damit der Sinn der Besichtigung und Beschreibung entfiele. Und etwas enttäuscht bilanziert er zum Schluss: «Ich hatte von dieser Reise etwas Anderes erwartet. Wir schreiben nicht die Bücher, die wir schreiben wollen, wir machen nicht die Reisen, die wir machen wollen.»

Seferis hält vom Gesehenen weder das Ganze noch das Mannigfaltige fest, sondern das Detail. Und wie schon in den vorangehenden Seferis-Übersetzungen, zum Beispiel im Band mit Quellen und Materialien zum Gedicht *Details auf Zypern* (2007) bringt der St.Galler Übersetzer Evtichios Vamvas zusammen mit dem Altphilologen Clemens Müller diese Details mit einem ausführlichen Anmerkungsteil kenntnisreich und auf vielen Nebenwegen zum Leuchten. Und wie selbstverständlich bekommt man auch einen Eindruck vom grossen Ganzen von Kunst, Religion und Kultur.

Gegenseitige Befruchtung

Aber wie steht es nun mit dem verklärenden Zug im Fall von Seferis? Immerhin reist er als Grieche in eine Region, die einmal griechisch geprägt war und heute überall türkische Namen trägt. Seferis ist ein interessanter Fall. Einerseits begibt er sich, wie Vamvas im Nachwort bemerkt, «überall auf Spurensuche nach dem «Griechischen»», angetrieben von der Sehnsucht nach seiner verlorenen Kindheit, die er im damals noch griechischen Teil der heutigen Türkei verbrachte – und wohl auch etwas nach dem verlorenen «griechischen Reich». Aber er betreibt das alles mehr aus der gesicherten Position des «Connaisseurs», der in allen Dingen einen Bezug zur eigenen «Kultur» sucht und sie sich aneignet. Findet er einen solchen nicht, steht er ihnen interessellos und mit freundlichem Gleichmut gegenüber, ohne sie ablehnen zu müssen. Und fremd ist ihm jene kulturelle Labilität modernen Zuschnitts, die sich des Eigenen immer über die Ablehnung des Fremden versichern muss. Seine Passion, überall das Griechische zu suchen und zu entdecken, ist entsprechend nicht imperial, sondern integral.

Von grosser Wichtigkeit sind auch Seferis' knappe, verstreute Werturteile und Reflexionen zum Verhältnis von ländlicher Volkskultur und städtischer Avantgarde: seine Verärgerung über die Rechtschreibfehler in den alten Inschriften der Kirchen, seine Vermutungen über die verschiedenen Einflüsse und seine Einsicht, dass nur eine gegenseitige Befruchtung diese wie jene erhalten kann: «Es ist überflüssig, es noch einmal zu wiederholen, doch die Randgebiete Anatoliens und das Zentrum Konstantinopels sagen mir immer wieder auch, dass die Isolation in den Ideen, in den Künsten sowie auch bei den Menschen unweigerlich zum Verdorren und Absterben führt.» Dieses Fazit von Seferis erscheint in einer Zeit, in der die urbanen Zentren und die ländlichen Gebiete in ihrem Religions-, Kultur- und Politikverständnis immer weiter auseinanderdriften, sehr aktuell.

Giorgios Seferis: *Drei Tage bei den Höhlenklöstern von Kappadokien. Ein Reiseessay.* Herausgegeben und übersetzt von Evtichios Vamvas und Clemens Müller, Waldgut Verlag, Frauenfeld 2015, Fr. 24.–

Lesung am Waldgut-Fest: 9. April, 18 Uhr, Waldgut Verlag Frauenfeld

Auftritt im Doppel

Gleich zwei Romandebüts von Ostschweizerinnen innert weniger Wochen: Rebecca C. Schnyder und Laura Vogt.

TEXT: EVA BACHMANN



Rebecca C. Schnyder (Bild: pd)



Laura Vogt (Bild: pd)

Rebecca C. Schnyder, geboren 1986 in Zürich, aufgewachsen in Wald AR, hat Germanistik und Theaterwissenschaft studiert – Laura Vogt, geboren 1989 in Speicher, hat Kulturwissenschaften und Literarisches Schreiben studiert. Beide leben als freie Autorinnen in St.Gallen. Lassen wir sie nicht gegeneinander antreten, sondern im Doppel: Im Tennis wäre Rebecca C. Schnyder die Spielerin vorne am Netz. Sie ist die Spezialistin für die kurzen, scharfen Ballwechsel. Die Schlagfertige zeigt keine Scheu, auf die blossen Stellen zu zielen. Laura Vogt hingegen bewegt sich lieber an der Grundlinie, sie braucht etwas mehr Anlauf. Von hinten überblickt sie das Feld mit-samt dem Publikum und platziert den Ball gern nah am Aus.

In diesem Frühling haben die beiden den Aufschlag, beide präsentieren ihre ersten Romane. Und sie servieren stark. Mit Schnyder und Vogt treten zwei Neue auf den Platz, die punkten wollen und können. Jawohl, die Ostschweiz hat nicht nur Hingis und Bencic... Aber fertig Tennis. Hier geht es um Literatur.

In der Dunkelkammer

Alles ist besser in der Nacht ist Rebecca C. Schnyders erster Roman, als Dramatikerin ist sie allerdings schon länger in der Öffentlichkeit präsent: *Schiffbruch* 2014 in Herisau, *Erstickte Träume* 2015 im Theater St.Gallen, und für Mai 2016 ist die Uraufführung von *Und wenn sie gingen* des Theaters Konstanz auf dem Säntis angesagt. Die Theatererfahrung färbt vor allem in den Dialogen auf den Roman ab: Sie sind knapp und sitzen passgenau. Beim Personal und den Schauplätzen erlaubt Prosa etwas mehr Auslauf als ein Stück, Schnyder setzt trotzdem auf den Nahbereich: Sie zeichnet die enge Welt einer jungen Frau, die in sich selber gefangen ist.

«Die Sonne, das Arschloch, stand am Himmel.» Das mag Billy gar nicht. Sie ist ein Schattenwesen, das sich selber nur nachts mit Alkohol und Zigaretten erträgt, ihre Freundschaften zerstört sie mutwillig. «Scheiss», «verflucht» und «fick dich» gehören zu Billys Standardvokabular. Die Sprache ist das Aufregende an diesem Roman, im schlechten wie im guten Sinn. Man muss sie ertragen, doch die gnadenlose Zuspitzung mancher Aussagen bereitet auch Vergnügen. Schnyder entwickelt sehr konsequent ihren Tonfall, und sie hält ihn durch bis zum bitteren Ende. Als Billy sich aus Versehen in einen Theologiestudenten verliebt, scheint etwas in Gang zu kommen – doch Fehlanzeige, *Alles ist besser in der Nacht* ist definitiv kein Entwicklungsroman.

Der Körper ist auch politisch

Laura Vogt legt mit *So einfach war es also zu gehen* sozusagen ihr Gesellenstück vor, 2015 hat sie den Bachelor am Literaturinstitut in Biel abgeschlossen. Formal ist die Ich-Erzählung recht konventionell gebaut: Nach einem Prolog setzt der Roman in der Vergangenheit ein und erzählt chronologisch, wie es so weit kam. Inhaltlich aber traut sich Vogt viel zu: Der Prolog spielt nämlich am 25. Januar 2011 in Kairo. 500'000 Menschen demonstrieren auf dem Tahrir-Platz, die Revolution beginnt. Helen und ihre Schwester Naomi reisen fluchtartig zurück in die Schweiz. Ganz so einfach ist es diesmal nicht zu gehen. Sie lassen zurück: einen Lover und den Plan, den eigenen Vater, der vor Jahren einfach gegangen war, zur Rede zu stellen. Mit der Überlagerung von politischen, familiären, individuellen, gar eminent körperlichen Sehnsüchten spannt Laura Vogt einen weiten Kosmos auf.

Beeindruckend ist, wie der Roman, der als schnelle Liebesgeschichte zwischen der Schweizerin Helen und dem Ägypter Khaled in Hamburg beginnt, zunehmend an Tiefe gewinnt und sich allmählich auf immer grundsätzlichere Fragen ausweitet. Und schliesslich die Gelassenheit, all diese Fragen doch offen zu lassen. Die Perspektive von Helen erlaubt es der Autorin, Begegnungen und Erlebnisse zu schildern – und gleichzeitig das Unverständnis dessen, was da vor sich geht. Erzählt wird zuweilen sehr handfest und direkt, Emotionen werden mit Sex, Fressorgien und Erbrechen ausgelebt. Die Entspannung im Nachdenken und in poetischen kleinen Momenten beherrscht Laura Vogt allerdings auch.

Grüsse aus der Randregion

St.Gallen bietet seinen zwei Jungautorinnen am Festival Wortlaut eine Bühne. Zu hoffen ist, dass die frische Luft aus der selbsternannten kulturellen Randregion auch anderswo gewittert (und gewittert) wird: Immerhin ist Rebecca C. Schnyder auf die Buchmesse Leipzig eingeladen und Laura Vogt zu den Solothurner Literaturtagen. Die einzigen Debütantinnen sind sie nicht, aber erste Punkte sind damit schon gewonnen.

Rebecca C. Schnyder: *Alles ist besser in der Nacht*. Dörlemann Verlag, Zürich 2016, Fr. 27.–

Wortlaut-Lesung: 2. April, 15 Uhr, Raum für Literatur, Hauptpost St.Gallen

Laura Vogt: *So einfach war es also zu gehen*. Edition Literatur Ostschweiz, Verlagsgenossenschaft VGS, St.Gallen 2016, Fr. 23.–

Buchvernissage: 3. April, 13 Uhr, Raum für Literatur, Hauptpost St.Gallen

wortlaut.ch

«Bei einem ‹Mistkerl› wie ich bin»

Der heute 91-jährige Immobilienbesitzer und Kunstsammler Bruno Stefanini ist in Winterthur eine Legende. Und ein Phantom. Jetzt erscheint eine Biografie über ihn, gut recherchiert und süffig geschrieben.

TEXT UND BILDER: URS OSKAR KELLER



Bruno Stefanini 1991 im Park von Schloss Luxburg neben einer Skulptur von Hansjörg Limbach.

Mit einiger Verspätung erschien der Mann mit Dreitagebart und wachen Augen im Sommer 1990 am Bahnhof Mannenbach-Salenstein am Untersee. Es war der Immobilienkaufmann, Schlossherr und Sammler Bruno Stefanini. Wegen einer geplanten Reportage (sie erschien unter dem Titel *Stefaninis Museums-Alpträume* im September 1990 im «Tages-Anzeiger») gingen wir auf eine Thurgauer Schlösser-Tour.

Inzwischen gehören dem 1924 in Winterthur-Töss geborenen Stefanini die vier Schlösser Salenstein, Egnach, Grandson am Neuenburgersee und Seengen im Aargau, unzählige Häuser, eine der bedeutendsten Privatsammlungen von Schweizer Kunst (Hodler, Anker, Dietrich und andere) sowie Tausende historischer Gegenstände von Napoleons Testament und Bett bis zum Reitkleid von Kaiserin Sissi. Biograf Miguel Garcia: «Sein Immobilienportfolio umfasst mehrere Tausend Wohnungen und Gewerberäumlichkeiten von Chur bis Grenchen. Der Wert des gesamten Imperiums wird auf bis zu eine Milliarde Franken geschätzt.» Nach Auskunft von Markus Brunner, dem Geschäftsführer von Stefaninis Terresta Immobilien- und Verwaltungs-AG in Winterthur, umfasst das Portefeuille in Winterthur rund 2200 Objekte, 1500 davon Wohnungen, sowie Winterthurs Wahrzeichen: das Sulzer-Hochhaus, heute Wintower genannt.

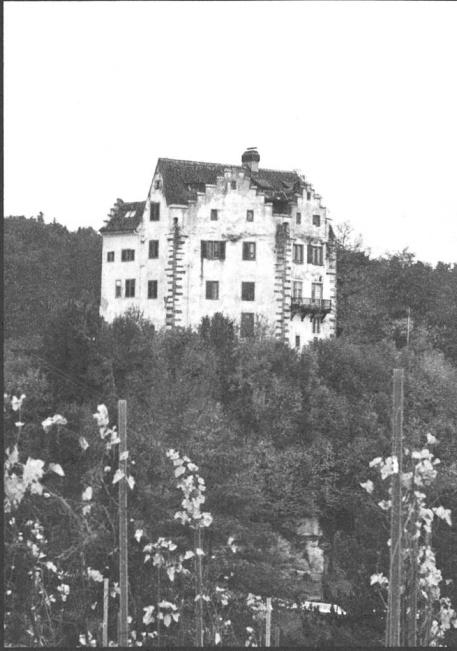
Nach abgebrochenen Studien in Zürich hatte Bruno Stefanini angefangen, Tausende Wohnungen für den Mittelstand mit bescheidenen Ansprüchen zu bauen. In der Hochkonjunktur hat er zwischen Chur – wo ein «Alpen-Manhattan» entstand –, Winterthur und Wettingen zahlreiche Wohn- und Hochhäuser gebaut. Heute beschäftigt sein Unternehmen fast 100 Angestellte. «Ich habe nie mit Liegenschaften gehandelt, ich bin kein Händler und verurteile Spekulationsgewinn», sagte Stefanini in den 1990er-Jahren.

«Cervelat, Brot und Bier»

«In der öffentlichen Wahrnehmung galt er stets als der Millionär, der zu geizig war, um in den Unterhalt seiner Liegenschaften zu investieren», schreibt sein Biograf, der 31-jährige Winterthurer Historiker Miguel Garcia. Ein «verschrobener Kunstliebhaber», der ebenso auf Auktionen anzutreffen war wie als Schnäppchenjäger auf Flohmärkten. Doch hatte Bruno Stefanini auch andere Facetten, die nur wenige kannten: Er war ein «Lebemann», der gerne feierte; ein pionierhafter Unternehmer, der mit einem guten geschäftlichen Riecher den Bauboom vorantrieb; ein Patriot, der bedeutendes Kulturgut retten wollte; ein charismatischer Patron, der die Menschen in seinen Bann zog. Im Vorwort der Biografie zitiert Garcia Henry Ford: «Erfolg besteht darin, dass man genau die Fähigkeiten hat, die im Moment gefragt sind.»

Äusserlich wirkte er scheu, ungepflegt, kaum jemand nahm Notiz von ihm. Wenn es jedoch um das Geschäftliche oder das Sammeln von Kunst ging, war er zäh bis rücksichtslos. Seine Sekretärin und Vertrauensperson Dora Bösiger schirmte ihren autoritären Chef vor Journalisten und Behörden über Dekaden mit freundlicher Bestimmtheit ab. Auch für sie galten Sieben-Tage-Wochen und «Abend- oder Nachtsitzungen», erzählte Stefanini bei mehreren unserer Begegnungen. Für seine jüngere Frau und die drei Kinder war das kein Honiglecken. Die Ehe zerbrach.

Der frühere Hauptmann und Haudegen hatte mit «Nachtübungen» Erfahrung. Stefanini, der mit dem früheren Winterthurer Stadtrat und Brigadier Peter Arbenz freundschaftlich und geschäftlich verbunden ist, hatte eine starke Affinität zum Militär, schreibt Biograf Garcia. In seinem Dienstbüchlein sind rund 1500



Schloss Salenstein

Dienstage vermerkt, und General Henri Guisan – von dem er unter anderem einen Mantel und Hut teuer ersteigerte – gehörte zu seinen Idolen. Obschon der Secondo mit italienischen Wurzeln auch mal im exklusiven «Club zur Geduld» in Winterthur verkehrte, zog er «Cervelat, Brot und Bier» allem anderen vor.

Stefanini besass früher ein silbernes 356er-Porsche Cabriolet, mit dem er nicht nur durch die Winterthurer Altstadt fuhr. «Legendär», so schreibt Garcia weiter, «waren vor allem die Feste auf Stefaninis Boot, einem ausgemusterten Hamburger Lotsenschiff, das er auf der Reichenau am Bodensee stationiert hatte.» Bei einem Trinkgelage auf dem Boot sei er einmal vom Schiff gefallen, erinnert sich eine Bekannte. «Als er wieder auftauchte, hatte er immer noch die Zigarette im Mund.»

Keine Auskunft von der Stiftung

In den 1970er-Jahren begann Stefanini, im grossen Stil Kunst zu sammeln. Mit der Gründung der Stiftung für Kunst, Kultur und Geschichte (SKKG) wollte er 1980 seinem Leben «einen neuen Sinn» verleihen und «etwas zurückgeben», was ihm in der Hochkonjunktur in reichem Masse zugeflossen war. «Ich sehe keinen Reiz darin, alles meinen zwei Kindern zu vererben», wird Stefanini zitiert. Dass er seine Kunst an die SKKG abtrat, hat nicht nur uneigennütige Gründe. Erstens trennte er sich nicht wirklich von seinen Schätzen, denn als Stiftungspräsident (bis 2014) musste er sich auch von einem dreiköpfigen Stiftungsrat nicht allzu viel dreinreden lassen. Zweitens hält der Patriarch die Sammlung auch über seinen Tod hinaus zusammen – Gutes zu tun, Steuern zu sparen und Sammlungsobjekte «vor Ausländern» zu schützen, wie er selber einmal sagte, waren seine Ziele.

Stefanini geriet vor allem seit 2014 wegen des Streits um seine Stiftung in die nationalen Schlagzeilen. Miguel Garcia: «Der Name Stefanini kursierte durch sämtliche Zeitungen der Schweiz, zuerst wegen der hochgelobten Ausstellung «Sesam, öffne dich» im Kunstmuseum Bern und in der Fondation Pierre Gianadda in Martigny, danach mit dem öffentlich ausgetragenen Streit zwischen dem Stiftungsrat und den Kindern Stefaninis um die Zukunft der SKKG.»

Für die Recherchen zum Buch konnte Garcia den an Demenz leidenden Bruno Stefanini nicht befragen. Mit 100 Personen – Familienmitgliedern, Schulkameraden, Kommilitonen und Farbenbrüdern – führte er Gespräche. Ehemalige Angestellte und Kunst-

experten lieferten gemäss dem Autor wertvolle Informationen zu Stefaninis Geschäftsmodell, zu seiner Rolle als Firmenpatron und Stifter sowie zum Zustand seines Immobilienportfolios und seiner Sammlung. Einzig von der Stiftung SKKG und von der assoziierten Immobilienfirma wollte niemand Auskunft erteilen. Dafür sei der Briefwechsel aus dem Nachlass von Hans Robert Jenny, einem langjährigen Freund und Geschäftspartner Stefaninis, im Archiv für Zeitgeschichte an der ETH Zürich eine wichtige Quelle gewesen, schreibt Garcia. Hilfreich waren auch die Unterlagen der Gebäudeversicherung, mit denen sich nachvollziehen liess, wann Stefanini welches Gebäude kaufte oder baute.

Garcia lässt das Buch mit Sätzen aus einem Brief von Bruno Stefanini an Jenny aus Jahr 1989 ausklingen: «Du bist wohl einer der wenigen, der ein wenig durch meine «Schale» durchsah. Es ist ja nicht so einfach, bei einem «Mistkerl» wie ich bin. Ich passe nicht ganz in die üblichen Schubladen [...]. Wahrscheinlich habe ich meine «Löwenpfoten», -pranke und Schweiß abwechselnd in der ganzen «Schubladenorgie» des Lebens, mal als «Condottiere», als «Barockfürst», als «Mäzen», als «Grabensau», Bacchant, grosser Raucher, Abstinenz etc. etc. Nun, langweilig wurde es mir nie dabei, in den 65 Jahren – und meinen Weggefährtinnen und -gefährten wohl auch nicht, sie hätten's wohl lieber ruhiger gehabt.»

Thurgauer Schlösser verkaufen?

Bei seinen «Ortsterminen» rollte Garcia auch die Geschichte von Stefaninis vier Schlössern auf.

Seit 1980 ist Schloss Luxburg in Egnach im Besitz der Stiftung für Kunst, Kultur und Geschichte mit Sitz in Küsnacht ZH. «An diesen Eigentumsverhältnissen hat sich nichts geändert», bestätigt Andreas Raschle vom Grundbuchamt Arbon. Die Luxburg könnte langsam verkommen, befürchtet Gemeindeammann Stephan Tobler. «Im Moment liegt das Schloss nicht nur im Dornröschenschlaf, bald einmal ist es dem Zerfall ausgesetzt. Wäre schon schön, wenn etwas ginge.»

Das im 11. Jahrhundert erbaute Schloss Salenstein auf einem Felsen über dem Untersee gehörte seit den 1950er-Jahren dem englischen Industriellen Norman Frederick Budgen; er hatte es damals für 190'000 Franken erworben. Als Budgen 1981 das Schloss verkaufte, schlug die Stunde von Bruno Stefanini. Rund 2,9 Millionen Franken bezahlte er damals nach eigenen Angaben für Schloss Salenstein (rund 11'000 m² Fläche) und weitere acht Parzellen (total 28'000 m²). Zur Schlossparzelle gehören ein Gartenhaus, ein kleiner Hallenbad und eine Kapelle.

Was seine Stiftung im Thurgau wollte, war bis zur Jahrtausendwende immer klar: «In Salenstein und in Egnach Museen einrichten und der Öffentlichkeit zugänglich machen», sagte Bruno Stefanini lange. Dass sich Stefanini beziehungsweise die Stiftung jetzt von den beiden Thurgauer Schlössern trennen möchten, erzählte er dem Schreibenden mehrfach. «Das kann ich bestätigen. Wir haben im Moment andere Prioritäten im Stiftungsrat und das Thema wurde noch nicht traktandiert. Der Stiftungsrat ist wohl nicht abgeneigt für eine solche Lösung», sagte Terresta-Geschäftsführer Markus Brunner bereits 2015. «Grundsätzlich hätten wir an der Luxburg Interesse. Es wird aber im Moment nicht möglich sein, weil der Stiftungsrat wegen der Streitereien nicht handlungsfähig ist», sagt Egnachs Gemeindepräsident Stephan Tobler.

Die Biografie liest sich wie ein Abenteuerroman. «Nichts ist verblüffender als die einfache Wahrheit, nichts ist exotischer als unsere Umwelt, nicht ist phantastischer als die Sachlichkeit. Und nichts Sensationelleres gibt es in der Welt als die Zeit, in der man lebt», schrieb der «rasende Reporter» Egon Erwin Kisch.

Miguel Garcia: Bruno Stefanini. Ein Jäger und Sammler mit hohen Idealen. NZZ Libro, Zürich 2016, Fr. 32.–

Wo sind die Wahnsinnigen Montmartres?

Erik Saties Vexations als pataphysische Zeitmaschine: Am 16. und 17. Mai soll das Stück des französischen Komponisten in St.Gallen aufgeführt werden – koope- rativ und inklusive die vom Schöpfer geforderten 840 Wiederholungen.

TEXT: MICHAEL FELIX GRIEDER

Das in St.Güllen beheimatete Institut de 'Pataphysique appliquée sucht Mitwirkende, um eines der wohl speziellsten, ziemlich sicher aber das längste je geschriebene Stück Musik kooperativ aufzuführen. Dem normannischen Komponisten Alfred Éric Leslie Satie, der sich lieber skandinavisch «Erik» nannte, weil dies «allgewaltig» bedeutet, sagt man nach, er hätte sich selbst viel zu ernst genommen, um sich wirklich ernst zu nehmen. Das ist bei einem solchen Werk schon mal eine sehr wichtige Information: Man ist sich bis heute uneins, ob es sich bei seinem Stück *Vexations* (Quälereien) nun um einen üblen musikalischen Jux, um ein sadistisches Experiment oder eine vordadaistische kompositorische Revolution handeln soll – wobei bestimmt alles ein bisschen zutrifft.

Die Partitur besteht nur aus einem Blatt, doch stellt Satie den Noten einige klare Anweisungen voran: Erstens ist das Stück «très lent» zu spielen, zweitens 840 (achthundertvierzig!) Mal zu wiederholen. Leute, die seine *Vexations* aufgeführt haben, unterscheiden seither ihre persönliche Zeit in vor und nach der Performance. Man sagt sich gar, es habe schon Halluzinationen ausgelöst; zwischen Klaviertasten hervorkriechende Käfer hätten mitten in einem Konzert eine Rochade am Piano erzwungen. Ohne Mutmassungen kann jedenfalls gesagt werden, dass das Stück etwas mit einem macht. Ob dies eher rosenkranzhafte Mantra oder radikale Konzeptkunst sein soll, ist zweitrangig. Nach allem, was man über den Komponisten Satie weiss, hat er garantiert an beides gedacht.

Erik Satie schrieb neben einigen skandalbehafteten Ballettstücken unter anderem auch Hintergrundmusik, die er «Möbelmusik» zu nennen pflegte, da sie sich wie ein Möbelstück in die Umgebung einpassen sollte. Nimmt er damit Warenhausmusik und andere inzwischen omniprésente Jingles vorweg, so kann man doch sagen: *Vexations* ist ein ziemlich «schönes Sofa». Das kann man testen: Man schalte im Büro einfach das Internetradio der Redaktorin von nebenan auf lautlos. Die wiederholende Entleerung dieser Quälerei in Endlosschleife ist so gar nicht unangenehm im Hintergrund. Was man von 98 Prozent der zeitgenössischen Popmusik nun wirklich nicht behaupten kann.

Stattfinden wird die Aktion nicht wie eigentlich angedacht im konzeptuell perfekt passenden St.Galler Variété Tivoli, das laut Stimmen aus den Reihen des Institut de 'Pataphysique appliquée

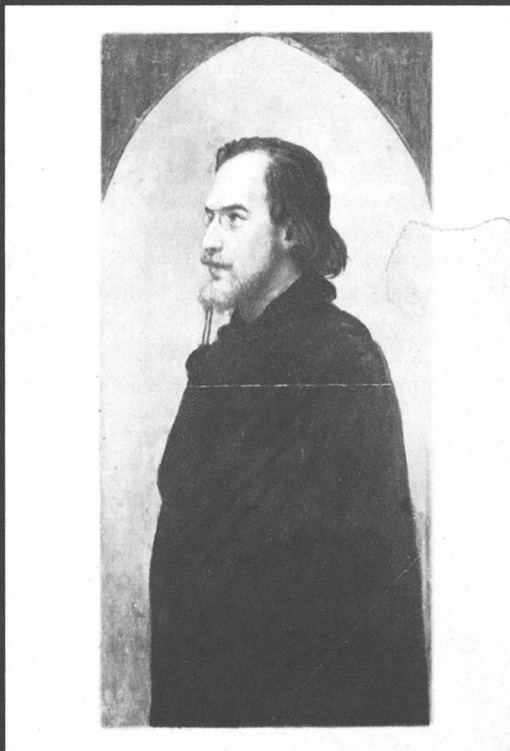
schlicht zu Unzeit für immer die Türen schloss, sondern aller Wahrscheinlichkeit nach im Palace, das noch am ehesten an die einstige Wirkstätte des Barpianisten Le Chat Noir in Montmartre erinnert. Beginnend am 16. Mai um 20 Uhr wird *Vexations* in voller Länge aufgeführt – schliesslich hatten John Cage und seine 20 Mitpianisten bei der 18 Stunden und 40 Minuten dauernden Uraufführung 1963 in New York um einiges zu schnell gespielt: «très lent» mal 840 ergibt richtigerweise ungefähr 28 Stunden. Somit werden an Saties 150. Geburtstag, dem 17. Mai, den ganzen Tag lang die Teufelsinteralle seiner Quälerei erklingen.

Das muss man sich mal geben: Als in Zürich anno 1916 Dada begründet wurde, war Erik Satie bereits 50 Jahre alt, mit diversen, gewissermassen dadaesken Skandalen im Rücken. Ein anderer Zeitgenosse Saties – obwohl nicht gesichert ist, dass sich die zwei wirklich in Paris begegnet sind – ist der ähnlich wahnsinnige Schriftsteller Alfred Jarry. Daher kommt auch die Motivation des I'PA für dieses Projekt: Ein Künstler, der sich selbst ernst nimmt, indem er sich nicht ernst nimmt, ist genaugenommen nichts anderes als ein 'Pataphysiker – das bestätigt auch Tanja Lorandi vom italienischen Collage de Pataphysique.

Das I'PA gedenkt, die Provinz als Zeitkapsel zu benutzen. Schliesslich sei es ganz normal, dass gewisse Revolutionen 100 Jahre brauchen, um in St.Güllen anzukommen. Gewisse Gegebenheiten aus Saties Paris fänden sich hier noch im Originalzustand. So ist es durchaus denkbar, dass die «Wahnsinnigen Montmartres» zu Ehren Saties das Palace in ein skurriles Kabarett verwandeln, um in einer Art Zeitlosigkeit die Revolution Saties wiederaufleben zu lassen. Ob das dann sadomasochistische Lustproduktion, katholisches Exerzium oder musikalische Selbsttherapie heissen mag; 'pataphysisch wirds, ohne Frage.

Der Aufruf des I'PA richtet sich nicht nur an Klavierspielende, denkbar sind alle Instrumente, die dazu geeignet sind, Saties Linie zu verfolgen. Darüber und daneben sind Interventionen aller Art denkbar. Kleingedrucktes ist auf vexations.ch zu finden, Interessierte melden sich bei vexations@gmx.ch.

Verbleibt noch die Anweisung des Komponisten: «Pour se jouer 840 fois de suite ce motif, il sera bon de se préparer au préalable, et dans le plus grand silence, par des immobilités sérieuses».



Erik Satie (Bild: pd)

Putz mini Flügel vorem Flug

Alles isch anderscht heisst das neue Programm der St.Gallerin Singer-Songwriterin Denise Lier alias Lalier. Es handelt vom Sterben, von der Liebe, der Musik und von einem Pony mit blauer Mähne.

TEXT: CORINNE RIEDENER



Schreibt noch oldschool: Denise Lier (Bild: Raumsinn, Dani Fels)

Wenn Lalier singt, hilft auch der dickste Pulli nicht. Die Gänsehaut kommt, ob man will oder nicht. Wenn sie spielt und singt, öffnen sich Auf- und Abgründe. Lalier kanns zart und fragil, wütend und driftig, manchmal ganz simpel, aber immer frappant – ähnlich wie ihre Texte. Das ist wundervoll, pur, geht unter die Haut und tut deshalb manchmal auch weh. Nicht auf die katzenmusikalische Art, nicht salopp, eher wie feine Nadelstiche – wie das manchmal so ist, wenn die Wehmut übernimmt.

Arriverà la fine ma non sarà la fine

Der Proberaum. In der Mitte liegt ein alter Teppich, drum herum allerlei Gerät; Keyboards, Computer, ein Pult, ein Schlagzeug, drei Boxen, dazwischen Gewimmel aus Kabeln und Aschenbecher. Gemütlich ist es hier, aber auch schaffig. «Arriverà la fine ma non sarà la fine», steht mit Filzstift auf einem Fetzen Papier an der Wand; das Ende wird kommen, aber es wird nicht das Ende sein. Eine Textzeile aus Tiziano Ferros *La Fine*. Eine Durchhalteparole. Und ein Stück Realität. Auch ein Stück Lalier vermutlich, denn auch sie musste lernen: irgendwann kommt es, das Ende. Der Tod hat klaffende Lücken in ihrem Leben hinterlassen.

«Rauch nur no schnell die Zigi / uf derä Stägä im Quarter / si git mir Zyt zum überlege / was i chönnt sägä – nochher bi dir.» So besingt Lalier den Weg zum Ende, zum fünften Stock im doofen Spital. «I chlopf a – wart churz ab – schnuuf tüüf i – und chum ie / s'Liecht isch dimmt – all die Schliüch – gseh dass schloofsch – schliich zu dir.» Ihre Stimme ist so zerbrechlich wie ihre Haut dünn ist in diesem Moment. Und doch füllt sie den Raum, zittert nicht, schluckt nicht. Anders ich. Sind alle Tode ähnlich? Sind alle Väter ähnlich? Oder nur unsere?

Musik sei Transformation für sie und das Schreiben eine Art Therapie, sagt Lalier. «Ich kenne so viele Leute, die mit Tod und Verlust zu kämpfen haben – auch für sie habe ich dieses Lied geschrieben.» Was danach kommt, nach dem Ende? «Alles isch anderscht», sagt sie. So heisst auch ihr neues Programm, das sie am 30. April erstmals zeigt: im Theater 111 im Grossacker, dem ehemaligen Kino Apollo, zusammen mit Veysi Terece (Bass), Lydia Potoczny (Akkordeon) und Joris Lutz (Schlagzeug) – eine anregende Bande! Geduldig, rauchend, von Notenblättern umringt sitzen sie in Laliers Atelier Schrägstrich Proberaum und feilen an Übergängen, Solis, Refrains. Dazwischen gibts Bier und einen Crash-Kurs über Lindy Hop, den Tanzstil aus den 1930ern, der gerade eine Renaissance erlebt. Und Muffins. Oder Farmer, je nach Hunger.

Das Pony, das Tipi und die Frage, woher es kommt

Für alle, die sich jetzt fragen: Nein, der Lalier-Liederabend wird keine traurige Angelegenheit. Denn wie gesagt: Das Ende ist nicht das Ende. Weil sowieso nichts beim Alten bleibt. Weil es immer und überall Anfänge gibt, Dinge, die in Bewegung halten. Musik zum Beispiel: «Und wenn i denn kei Wort me find / jo denn drucksch du für mi us / schnuuf i – schnuuf us / putz mini Flügel vorem Flug.» Oder die Liebe: «Dir isch chalt – i gib dir warm – nimm di in Arm / und du – du lachsch und saisch: Aha!? Tuesch endlich wieder normal? / und i säg Jo und küss din Hals / well i gnau weiss dass dir da gfallt.»

Und dann ist da noch Laliers Pony. Es hat blaues Fell und kann Walzer tanzen. Und fliegen. So weit, bis das gemeinsame Tipi nur noch ein weit entfernter, kleiner Fleck ist. Eine versöhnliche, leicht surreale Nummer, von der Lalier «keine Ahnung» hat, wie sie entstanden ist. «Aber sie ist nunmal da», meint sie lachend, «damit muss ich jetzt umgehen.» Das selbstgeschneiderte Squaw-Kostüm ihrer Oma, das Lalier kürzlich beim Aufräumen gefunden hat, passt wunderbar zu diesem Lied. Heute hängt es in ihrem Proberaum, gleich neben dem beigen Kachelofen hinter der Tür, auf der «Welcome home» draufsteht. Und ein bisschen fühlt es sich schon nach Heimat an, nicht das Atelier, sondern Laliers ganzes Drum und Dran, die Texte, die Melodien, die Ehrlichkeit.

Das mag jetzt abgegriffen tönen, aber so schwer Laliers Themen manchmal auch sind, so sehr kann man ihr Schaffen auch als Hymne ans Leben verstehen. Vermutlich ist es gerade diese Kombination aus Ernsthaftigkeit und Lust, die ihre Lieder zu dem machen, was sie sind: romantisch wie sau und doch niemals kitschig.

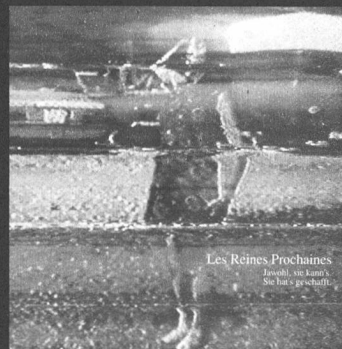
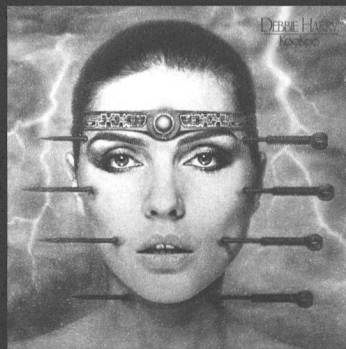
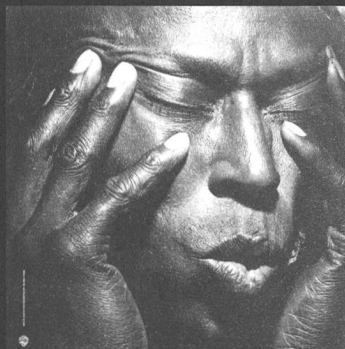
Lalier – *Alles isch anderscht*: 30. April, 20 Uhr, Theater 111, St.Gallen

theater111.ch, lalier.ch

500 magische Quadrate

Wenn sich Musik und Fotografie gegenseitig befruchten: Im Fotomuseum Winterthur frönt die Ausstellung «Total Records» mit zahlreichen Zitaten, Mythen und Spielereien dem Kultstatus des Schallplattencovers.

TEXT: KATHARINA FLIEGER



Vom subaquatischen Säugling auf Nirvanas Platte *Nevermind* über die zur skulpturalen Ikone stilisierten Grace Jones bis zu The Young Gods – die Ausstellung «Total Records» lädt das Publikum auf eine Reise durch die Bildwelten der 1960er- bis in die 2000er-Jahre ein. Dabei vermittelt die Ausstellung die gesamte Breite gestalterischer Möglichkeiten dieser Zeitspanne, in der Vinyl zur Schnittstelle kreativer Begegnungen zwischen Musikinterpretinnen und -interpreten und Kunstschaffenden wurde. 500 dieser magischen Quadrate sind bis Mitte Mai im Fotomuseum Winterthur zu sehen.

Fotografen bleiben im Hintergrund

Als Ordnungsprinzip dienen gestalterische oder historische Bezugnahmen: Einzelne Künstler wie Andy Warhol (der noch vor seinem Erfolg als Pop-Art-Künstler erste gestalterische Entwürfe auf dem Albumcover wagte), revolutionäre Gesten oder nackte Körper, welche die Oberfläche der Plattenhülle zieren, bilden den visuellen Rahmen. Visionäre, freche und geistreiche Werke sind da versammelt. Solche kaum bekannter Fotografen ebenso wie zum Mythos gewordene Bilder wie das von Iain Macmillan aufgenommene Cover des Beatles-Albums *Abbey Road*, auf dem verschwörungsfreudige Fans Indizien für Paul McCartneys Tod zu finden meinten; 1966 bei einem Autounfall ums Leben gekommen und durch einen Doppelgänger ersetzt. Vielfach zitiert, steht das Cover vor allem dafür, wie sich in der zweiten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts Musik, Inszenierung und Hör- und Seherfahrung des Publikums zu Popgeschichte verschränken.

Vergangenen Sommer wurde «Total Records» am Festival Les Rencontres de la Photographie in Arles gezeigt, kuratiert wurde die Ausstellung von Sam Stourdzé, dem Sammler Antoine de Beaupré und dem Musikkritiker Serge Vincendet. Als Kooperation kam die Ausstellung nun nach Winterthur, wo man sich vom kuratorischen Konzept an der Schnittstelle der beiden Populärkulturen begeistert zeigt. Fotografie und Vinyl bieten denn auch zahlreiche Schnittstellen; beispielhaft dafür sind Stars wie Anton Corbijn, Robert Frank oder David Bailey, die mit den Rolling Stones zusammenarbeiteten; Annie Leibovitz, die John Lennon ablichtete, oder Jean-Baptiste Mondino, der Prince, Madonna und Stephan Eicher zu einem Bild fürs Cover verhalf. Meist jedoch blieben die Fotografen und Fotografinnen hinter den Bildern auf den Schallplatten unbekannt, «Total Records» holt sie ins Scheinwerferlicht.

Plattform für Experimente

Die quadratische Fläche diente auch als Experimentierfläche für künstlerische Strömungen und fotografische Techniken aller Art: Pipilotti Rist etwa gestaltete vor ihrem internationalem Durchbruch das Coverbild aus einer frühen Videoarbeit für die Balsler Band Les Reines Prochaines, der sie anfangs selber angehörte. Wie mit Rist wurde die Winterthurer Ausgabe um weitere Schweizer Exponate erweitert. So sind Werke von The Young Gods, Yello oder Stephan Eicher auf den Ausstellungswänden zu finden; Fischli/Weiss, Dieter Roth sind da ebenso zu sehen wie einige Ostschweizer, die ihre Spuren auf Vinyl hinterliessen: Stewarts *Greeting from the Gutter* etwa wird vom Album *It's Sensational* (Göldin/Bit-Tuner) mit einer Coverfotografie von Georg Gatsas flankiert.

Doch bietet die gesamte Ausstellung weit mehr als einen nostalgischen, visuellen Rückgriff auf vergangene Zeiten. Mit dem Rahmenprogramm «Turntable/Talks» wird eine alternative Herangehensweise geboten: Anfang April berichtet der Berner Musikexperte Sam Mumenthaler über die kurze, lebendige Geschichte des Luzerner Beat-Labels Layola, den Sound dazu legt er im Ausstellungsraum auf. Ebenso wie Veit Stauffer zwei Wochen später, der als Mitgründer des Schweizer Labels REC REC die hiesige Independent-Musikgeschichte seit Anfang der 1980er-Jahre massgeblich mitprägt. Mit Arbeiten wie *The Bigger Picture – Album Cover*, die dank digitaler Technik bekannte Cover um fantasievolle Welten erweitern, oder dem Künstlerduo Jean-Marie Delbès & Hatim El Hihhi, deren digitale Neuschöpfung verstorbene Mitglieder bekannter Bands wie AC/DC, der Beach Boys oder The Clash vom Cover verschwinden lässt, wird zudem die Brücke ins Heute geschlagen.

Total Records: bis 16. Mai, Fotomuseum Winterthur

Turntable/Talks:

2. April, 15–18 Uhr: Sam Mumenthaler

23. April, 15–18 Uhr: Veit Stauffer

fotomuseum.ch

Bilder v.l.: Miles Davis, *Tutu* (Foto: Irving Penn), Debbie Harry, *Kookoo* (Foto: Brian Aris, H.R. Giger), Liliput, *Liliput* (Foto: Weiss, Wildbolz, Fischli), Les Reines Prochaines, *Jawohl, Sie Kann's. Sie Hat's Geschafft* (Foto: Freisager, Scheiderbauer, Pipilotti Rist)

Erinnerungen mit Zündstoff

Die Ausstellung «Ricordi e Stima» dokumentiert das Leben der italienischen Einwanderer nach dem Zweiten Weltkrieg in der Ostschweiz.

TEXT: PETER SURBER



Bauarbeiter in der Baracke der Firma Max Pfister, 1961. (Bild: pd)

In unserer Primarklasse im Heimatschulhaus, 1960er-Jahre, gab es nur einige wenige Italiener unter den 25 bis 30 Schülerinnen und Schülern. Mehr gingen allerdings gleich nebenan in die Schule der Missione Cattolica. Einen Stock unter uns im Block wohnte ein Paar, nennen wir sie Herr und Frau Belpaese. Sie stammte aus der Region um Bergamo, radebrechte mehr schlecht als recht deutsch und hatte Depressionen. Frau Belpaese weinte tagelang, wochenlang, sie weinte seit ich denken kann, und uns wurde erklärt: Das ist das Heimweh. So haben wir als Kinder das, was in früheren Jahrhunderten «Schweizer Krankheit» genannt wurde – das Heimweh der eidgenössischen Söldner – als «Italienische Krankheit» kennen gelernt. Irgendwann sind Herr und Frau Belpaese dann weggezogen, zurück an den Heimatort der Frau. Ob es mit den Depressionen dort vorbei war, weiss ich nicht.

Auf dem Bau, in der Fabrik

Solche «ricordi», Erinnerungen könnten vermutlich alle, die in den 60ern und 70ern gross geworden sind, erzählen, zumal im Heiligkreuz, wo gleich unterhalb des Espenmoos-Stadions das Italienerviertel lag, «Klein-Venedig». Der Block, in dem wir wohnten, gehörte zu einer der kurz zuvor entstandenen Pfister-Wohnüberbauungen. In der Ausstellung «Ricordi e Stima» gibt es das Bild, das italienische Bauarbeiter beim Feierabendbier im Max-Pfister-Baubüro zeigt. Möglich, dass sie auch unsere Wohnung gebaut haben. Als Kind denkt man nicht darüber nach; man ist da, wo man ist, und wer da ist, ist da.

Die Ausstellung «Ricordi e Stima» lädt zum Nach- und Zurückdenken ein. Sie würdigt die Gastarbeiterinnen und Gastarbeiter aus Italien, die man zwar so nannte, aber deswegen nicht unbedingt auch gastlich aufnahm, obwohl sie seit dem Zweiten Weltkrieg entscheidend zum Wirtschaftswunder beitrugen: Sie schufteten auf Baustellen und in der Maschinenindustrie, nähten Akkord in den Textilfabriken, bedienten in Restaurants und putzten die Schweiz sauber. Die Ausstellung zeigt in dichten Kapiteln Bilder der Arbeit, der politischen Mobilisierung, daneben die Freizeit, Ausflüge zu Fuss und per Vespa, Kultur, Calcio und Boccia, das Vereinsleben, Kirche, Schulen.

Eine Parallelgesellschaft – die den helvetischen Alltag so einschneidend verändert hat, dass man heute kaum noch nachvollziehen kann, wieviel Diskriminierung und Misstrauen den «Tschinggen» lange entgegenschlug. Politisch manifest wurde das in den fremdenfeindlichen Schwarzenbach-Initiativen der frühen 70er – mit beklemmenden Parallelen zur heutigen Politik. Persönlich erlebt hat solche Diskriminierung der in Heiden lebende Grafiker Fausto Tisato, einer der Mitinitianten der Ausstellung. Als Sohn italienischer Einwanderer hatte er erst im Kindergarten angefangen, Deutsch zu lernen, und wurde als Primarschüler vom Lehrer und von älteren Schülern gedemütigt, erzählt er in einem Videobeitrag in der Ausstellung.

Die «guten» Ausländer – und die andern?

Lange her – oder doch nicht? Die Ausstellung soll, hofft Tisato, den Blick vom Damals aufs Heute schärfen. Dazu gehört für ihn etwa die fragwürdige Unterscheidung zwischen «guten» und «weniger guten» Ausländern – hier die Italiener, dort die Einwanderer aus neuen Migrationsländern. Dazu gehöre die Fremdenfeindlichkeit, die es auch und gerade unter Immigranten gibt. Oder dazu gehöre die Überhöhung des Nationalen; für ihn könne es auf dieser Welt «je länger je weniger eine nationale Identität geben». Alles heikle Themen, sagt Tisato – doch ihm ist es ein Anliegen, dass die Ausstellung, neben der Wertschätzung für die Italienerinnen und Italiener, eine Brücke genau zu solchen akuten Diskussionen um Ausländer und Flüchtlinge baut. Dazu fordert auch das «Monumento migrante» auf, das vor dem Museum postiert ist. Die Inschriften auf dem Sockel appellieren in allen möglichen Sprachen an die Solidarität über Landesgrenzen hinweg.

Die Ausstellung macht auch Hoffnung. Es hat lange gedauert, bis man sich aneinander gewöhnt und voneinander gelernt hatte – aber es hat funktioniert. Das könnte ein gutes Omen sein für den Umgang mit den Zuwanderern von heute und morgen. Das Heimweh allerdings kann keine noch so sorgsame Ausländerpolitik aus der Welt schaffen.

Ricordi e Stima – Fotografie und Oral History zur italienischen Migration: bis 31. Mai, Historisches und Völkerkundemuseum St.Gallen

ricordi-e-stima.ch

Grosny brennt noch immer



Personenkult in Grozny. (Bild: cineworx)

Auch Jahre nach dem Krieg ist Tschetschenien im Ausnahmezustand: Der Filmmacher Nicola Bellucci dokumentiert in *Grosny Blues* mit riskanten Recherchen das Leben der Zivilbevölkerung, die unter Staatsterror und religiösem Fanatismus leidet.

TEXT: URS-PETER ZWINGLI

«Grosny brennt seit 1994», sagt ein junger Mann gegen Ende des Dokumentarfilms *Grosny Blues*. «Aber irgendwie schaffen wir es doch, zu überleben.» Die Tschetschenien-Kriege der 90er- und 00er-Jahre sind zwar vorbei und von der Welt vergessen, doch in der russischen Republik zwischen Schwarzem und Kaspischem Meer herrscht nur oberflächlich Frieden: Präsident Ramzan Kadyrow nimmt es mit den Menschenrechten nicht so genau und herrscht mit harter Hand. Aktivisten werfen seinen Sicherheitskräften Entführungen, Folter und Morde vor. Ausserdem fördert Kadyrow einen archaischen Islam: Frauen werden zur Verschleierung gezwungen, Zwangsheiraten werden toleriert.

Gleichzeitig hofiert Kadyrow dem russischen Präsidenten Wladimir Putin, der Tschetschenien als Oberbefehlshaber 1999 brutal überrollt und Grosny dem Erdboden gleichgemacht hatte: Rund 160'000 Tote, darunter viele Zivilisten, haben die beiden Kriege gefordert.

Heute hängt Tschetschenien am finanziellen Tropf Russlands – und mit diesem Geld werden in Grosny glänzende Fassaden hochgezogen, um die Kriegsrühen vergessen zu machen. Eine absurde Situation, mehr noch eine Demütigung für die Tschetschenen, die jahrzehntelang für ihre Unabhängigkeit gekämpft hatten und dabei auch zu massiven terroristischen Mitteln griffen: In Erinnerung bleibt der Welt die Geiselnahme in einer Schule in Beslan, bei der über 300 Geiseln, viele davon Kinder, starben.

In ständiger Angst gefilmt

Der Film des italienischen Regisseurs Nicola Bellucci zeichnet die Situation Tschetscheniens anhand der Schicksale einzelner Bewohner nach: Er folgt drei Frauen, die in Tschetschenien für die Einhaltung der Menschenrechte kämpfen. Sie treffen sich mit Müttern, deren Söhne entführt wurden, wohl von Schergen des Staates. Sie führen Interviews mit Betroffenen und dokumentieren alles mit einer Videokamera. Die Frauen, die diese Verbrechen protokollieren, riskieren dabei ihre eigene Sicherheit – und das seit Jahren: Bereits während der beiden Kriege von 1994–97 und 1999–2008 dokumentierten sie in Tschetschenien mit teils versteckter Kamera

die Greuelthaten russischer Truppen. Ein Underground-NGO, dessen Mitarbeiterinnen zum Teil das Land verlassen mussten. Auch Regisseur Bellucci, der in den vergangenen Jahren mehrfach nach Tschetschenien gereist ist, filmte ohne Bewilligung und in «ständiger Angst», wie er sagt.

Geschick verweht Bellucci sein aktuelles Filmmaterial mit jenem der Frauen: Bei einer Autofahrt durch das neue Grosny filmt er protzige Wolkenkratzer und schneidet übergangslos in körnige Amateuraufnahmen über, die ausgebombte Kriegsrühen am gleichen Ort zeigen. Bellucci hält sich im Hintergrund, kommentiert nicht aus dem Off oder im Film. So verdichten sich die Aussagen der porträtierten Menschen erst nach und nach zu einem Bild eines Landes, in dem die Tschetschenen zähneknirschend unter ihren Herrschern leben. Unabhängigkeitsdrang äussern sie kaum; zu drängend sind die Alltagssorgen und die Angst vor Repressionen. Dazu passt der Personenkult um Putin und Kadyrow: Wie Beobachter hängen deren Porträts überall in der Stadt.

Westliche Musik im Untergrund

Etwas Vergessen bietet die Musik: Bellucci zeigt das widerspenstige Leben in einem Bluesclub – der einzige Ort Grosnys, an dem westliche Musik noch live gespielt wird. «Aber bald gebe ich auf und verkaufe hier alles», sagt der Besitzer resigniert. Am Tisch nebenan erzählt eine junge, talentierte Sängerin, dass sie leider am Abend nicht auftreten könne: Ihr Vater erlaube ihr nicht, nach 17 Uhr alleine draussen zu sein.

Aus unzähligen solcher kleiner Geschichten entsteht in *Grosny Blues* das Bild einer Gesellschaft, die zwischen Angst und Lebensfreude hin- und herschlittert, in der vieles Schein und noch mehr Tabu ist. Der westliche Zuschauer, der Tschetschenien vor dem Film längst vergessen hatte, ahnt: Diese Ruhe in der kleinen Republik im Nordkaukasus hält nicht für ewig.

Premiere im Kinok St.Gallen: 3. April, 17.30 Uhr, in Anwesenheit von Regisseur Nicola Bellucci

«Wenn Unrecht zu Recht wird, ist Widerstand Pflicht!» (Bertold Brecht)

Im April geht die Veranstaltungsreihe Nachtasyl in die dritte Runde. «Das Klima rund um die Thematiken Asyl und Migration hat sich in den letzten Jahren verschärft», schreibt das OK in der Einladung. «Nicht nur auf gesetzlicher Ebene jagt eine Verschärfung die nächste, auch im Alltag spüren wir, dass Rassismus und Ausgrenzung von Menschen ohne Schweizer Pass, Realitäten sind. Wir möchten dem einen breiten Widerstand entgegensetzen.»

2013 fand das Nachtasyl zum ersten Mal statt. Die Idee war es, verschiedene Institutionen, darunter Palace, Grabenhalle, Tankstell, Cabi, Engel, Kinok, Treppenhaus und Frauenpavillon, zusammenzubringen und so ein vielfältiges Zeichen für Migrantinnen und Migranten zu setzen. Gemeinsam wurden Picknicks, Filmvorführungen, Konzerte und Diskussionsabende organisiert – im Jahr darauf wieder. 2014 machten Imran Ayata und der Münchner Künstler Kullukcu alias AYKU den Anfang; sie präsentierten und kommentierten im Palace eine Auswahl der wichtigsten «Songs of Gastarbeiter». Im Cabi Antirassismus-Treff öffnete die Volksküche, mit dem Aktivisten Gabriele des Grande wurde über die Festung Europa und die Tragödie im Mittelmeer diskutiert, das Kinok zeigte den Film *Life in Paradise* und am letzten Tag wanderten alle gemeinsam im Sternmarsch zum Paul-Grüninger-Platz im St.Galler Klosterviertel – zur Feier von zehn Jahren Solinetz.

Dieses Jahr fällt der Startschuss im Solihaus an der Fidesstrasse. Thema des Abends: Flüchtlinge und Arbeit (1. April). Diskutiert wird auch über die Waffenindustrie und «das globale Geschäft mit dem Tod», am GSOA-Workshop im Cabi (4. April) oder tags darauf im Frauenarchiv; über das Asylrecht und die Ostschweizer Asylbewegung in den 70ern und 80ern. Am Samstag der ersten Woche ist im Cabi zudem der Journalist und Soziologe Selim Ferat zu Gast. Er berichtet vom kurdischen Widerstand.

Filmisch gibt es ebenfalls einige Highlights: Im Kinok läuft *Io sto con la sposa* (11. April), in der Fachhochschule wird *Everyday Rebellion* gezeigt (14. April) und im Treppenhaus *Lampedusa im Winter* (6. April). Und selbstverständlich gibt es auch dieses Jahr wieder allerhand Gelegenheiten zum Feiern; «fette Beats statt fette Bonzen» heisst das Motto im Engel (7. April), «Disco intercultural» im Palace (8. April), «Dance of resistance» in der Tankstell (16. April), «Refugee-Coffee» in der Buena Onda (13. April), und in der Grabenhalle darf feierlich geraved werden. Mit Egotronic – aber erst nach dem Vortrag der Göttinger Gruppe zum Thema «Widerstand bei Ausschaffungen» (15. April).

Eintritt gibts wie immer: keinen (ausser bei Egotronic) – aber dafür Solibuttons für 15 Stutz. Hopp! (co)

3. Nachtasyl: 1. bis 16. April, verschiedene Orte

nachtasyl-sg.ch

Fremd

Nur weil es dir fremd ist,
muss nicht heissen, dass es mir fremd ist.
Nur es weil es dir nicht bekannt ist,
muss nicht heissen, dass es mir nicht bekannt ist.

Und weil alles, was du früher kanntest,
nicht mehr all das, was man jetzt kennt, ist.
Und wenn du nächstes Mal da draussen bist,
dann wirst du sehn, was war, und was jetzt ist!

Ihr Trottel legt Feuer gegen Feuer aus

Unser schöner grosser Wald in unsrem Dorf brennt aus,
Leute, Leute lasst uns Wasser holn, dann machen wir
das Feuer aus!
Feuer frisst Stamm für Stamm, Stamm für Stamm
knickt ein.
Wir sind hier nicht genug, nicht genug, das Feuer
kesselt alle ein.

Vor lauter Angst grabt ihr euch in tiefe Löcher ein
und wenn ihr irgendwann mal dann rauskommt,
wie soll dann euer Leben sein?
Und ihr Trottel legt Feuer gegen Feuer aus!
Nehmt die Eimer in die Hand und macht das Feuer aus!

Ich steh am Feuer dran, ich, der das Feuer legen kann.
Ich heiz' dem Feuer ein, damit was Neues werden kann.
Zünden wir das Graue an, malen farbig an den Stein,
reissen alle Türen ein, lassen alles rein!

Lasst jetzt eure Eimer los, füttert Feuer mit dem Stroh,
brennen wird es sowieso, die neue Zeit bricht an!
Lasst jetzt eure Eimer los, füttert Feuer mit dem Stroh,
brennen wird es sowieso, die neue Zeit bricht an!

Diese Lyrics gehören zum Debüt-Album des 18-köpfigen Pirmin Baumgartner Orchesters, das am 1. April auf Irascible erscheint. Getauft wird *Schwere Knochen* am 9. April im Palace St.Gallen.

dpbo.ch, irascible.ch

Monatstipps der Magazine aus Aarau, Basel, Bern, Luzern, Olten, Vaduz und Winterthur

JULI



«Olympiade» für Oboe und Fagott

Im April wird die Freiamter Gemeinde Muri zum Weltzentrum von Oboe und Fagott: Zum zweitenmal findet dort ein internationaler Wettbewerb für diese Instrumente statt. 120 Nachwuchstalente aus aller Welt musizieren vor einer prominent besetzten Jury. In Halbfinal-Konzerten spielen die Bestplatzierten Konzerte mit eingeladenen Ensembles um sich für das Finalkonzert mit dem «argovia philharmonic» zu qualifizieren. **The Muri Competition Sonntag, 10. bis Mittwoch, 20. April Festsaal Kloster Muri** the-muri-competition.ch

Programmzeitung
Kultur im Kanton Basel



Krimi-Live-Soap

Hansjörg Schneiders Kommissär Hunkeler ist wie sein Schöpfer ein mit der Stadt hadrender Wahl-Basler, die Rhein-Metropole sein Revier, in der er vielerorts Duftmarken gesetzt hat. So ist es nur folgerichtig, dass das Theater Basel seine Krimi-Serie eines frühen Hunkelers in einer währschaften Beiz am Hafen und an passenden Aussenorten spielt. Eine Krimi-Live-Soap, die mitagierende Ortsansässige und das Publikum in einen interaktiven Strassenfeger einbindet. **Kommissär Hunkeler: Ein Fall für Basel ab Mittwoch, 6. April, diverse Orte in Basel** theater-basel.ch

BKA
BERNER KULTURMAGAZIN



Vogelfreund

Der Schlagzeuger Simon Baumann hat von der Konzertreihe Bee-flat eine Carte Blanche erhalten. Er präsentiert bis Ende Mai seine diversen Projekte samt befreundeten Musikern. Dazu gehört auch das Hank Shizzoe Trio mit dem Gitarristen Tom Etter. Bei Bee-flat stellen die drei zusammen mit Special Guest Michael Flury an der Posaune ihr neues Album «This Place Belongs To The Birds» vor. **Carte Blanche – Simon Baumann #2: Hank Shizzoe Trio feat. Michael Flury** Sonntag, 17. April, Turnhalle im Progr, Bern bee-flat.ch, progr.ch

041
Das Kulturmagazin



Tschernobyl, Fukushima, Beznau?

Das Stück «Störfall» der Werkstatt für Theater feierte bereits im Dezember 2010 Premiere. Mit dem Super-GAU in Fukushima wurde der Stoff 2011 wieder brandaktuell. In der Wiederaufnahme wurde denn auch «keine Zeile, keine Szene verändert». Wer das Stück damals verpasst hat, kann sich im Rahmen des 30-Jahre-Denkanlasses Auszüge davon, einen Vortrag zu Tschernobyl und weitere Programmpunkte zu Gemüte führen. **Tschernobyl-Denkanlass Sonntag, 24. April, 10.45 Uhr, Stadtkino Luzern** stadtkino.ch

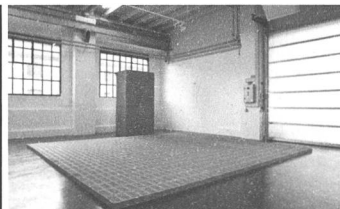
KuL



Vielfältige Figürlichkeit

Die Galerie Hollabolla in Eschen zeigt neue Arbeiten des Künstlers Arno Oehri. Mit Tafelkreide und weisser Aquarellfarbe hat der Künstler auf kleinformatige Schiefertafeln gezeichnet und gemalt. Angeordnet einzeln und oft zu mehrteiligen Ensembles, die als Ganzes dann ein Bild darstellen. Neu und überraschend ist die ganz konkrete Figürlichkeit, die es zwar auch schon früher in Oehris Werk, aber nicht in dieser Vielfalt, gab. **Arno Oehri: now bis Sonntag, 17. April, Galerie Hollabolla in Eschen** galerie.hollabolla.li

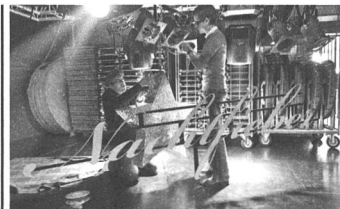
Coucou



Lehrgang in Vorstellungskraft

Habib Asal trägt einen Namen, der wie Honig auf der Zunge zergeht. Die Werke des in Jordanien geborenen Künstlers sind aber weniger klebrig süß, sondern ziemlich straight. «Presence-Absence» tanzt da nicht aus der Reihe und setzt auf geradlinigen Purismus, der keine vorgefertigten Geschichten über die ausgestellten Werke stülpt, sondern an die Vorstellungskraft derer appelliert, die sie betrachten. **Habib Asal: Presence-Absence Bis Freitag, 22. April, Galerie Knoerle & Baettig, Winterthur** knoerle-baettig.com

KOLT



R'n'B-Pop meets Electro-Folk-Pop

Die musikalischen Gäste der 37. Ausgabe von Nachtfieber, der einzigen Satire- & Musikshow fürs Mittelland könnten unterschiedlicher nicht sein: Berner R'n'B-Pop (Jesse Ritch) meets Kölner Electro-Folk-Pop (Nunuk). Dazwischen sorgen Gilbert und Oleg für heitere Momente. Und dass die Chose fliesst, dafür sorgen Strohmann-Kauz, Comedia Zap, Alfie Battler und die Nachtfieber-Showband. **Nachtfieber Donnerstag, 28. April, 21 Uhr, Schützi Olten** nachtfieber.ch

Mit Saiten zusammen bilden diese unabhängigen Kulturmagazine die Werbepattform «Kulturpool» und erreichen gemeinsam eine Auflage von über 200'000 Exemplaren.

kulturpool.biz